

Im Leid vereint Zwei Abende an den Kammerspielen in Gedenken an Münchner Opfer der NS-Zeit

KURZKRITIK

Überzeugend

„Bluekilla“ und die „Be Nuts“ feiern den Backstage-Geburtstag

München – „Wir sind weltweit die einzige Band, die in allen vier Backstages gespielt hat“, betont der Sänger von *Bluekilla* in der Backstagehalle, wo diese Münchner Ska-Legende mit einer anderen Ska-Institution aus München, den *Be Nuts*, die Sause zum 29-jährigen Bestehen des Kulturzentrums bespaßen. Dreimal ist dieses Zentrum seit seiner Gründung in der Graubündnerstraße umgezogen, und *Bluekilla*, die heuer selbst ihr 35-Jähriges feiern, haben eben in allen vier Standorten gespielt. Nur wenig jünger als *Bluekilla* sind die *Be Nuts*, von denen mittlerweile aber keines der Gründungsmitglieder mehr auf der Bühne steht. Stattdessen fordert im Vorprogramm der fünfte Sänger der stets verjüngten Formation zum Tanz, derweil der zweite Keyboarder der Band am selben Abend nach einer zehnjährigen Pause zur Band zurückkehrt. Insgesamt steht da ein Mehrgenerationenprojekt auf der Bühne, das den Ska-Begriff dann auch entsprechend großzügig auslegt.

Deutlich strenger bewahren dagegen später *Bluekilla* den Offbeat, über den an diesem Abend der dreiköpfige Bläsesatz besonders imposant zur Geltung kommt. Da nämlich der zweite Gitarrist für dieses Konzert ausfällt, obliegt es nun jenem Bläsesatz, auch dessen Position zu ersetzen. Das rückt die drei Bläser auch optisch mehr in den Vordergrund, wo sie nun mit Saxofon, Posaune und Trompete auch klanglich ein so vollkommenes Bild bereiten, dass man den zweiten Gitarristen gar nicht vermisst.

Und genau darin liegt die Stärke dieser Truppe, dass sie mit ihrer großartigen Besetzung kurzfristige Umbesetzungen immer schon zu kaschieren wusste. Wobei sie sich letztlich auch über ein treues Publikum freuen darf, das ihre Konzerte längst schon so ritualisierend feiert wie der Kirchgänger die Sonntagsmesse. Da intoniert die Band zum Beispiel den *The Champs*-Klassiker „Tequila“, und schon jubelt die Masse stattdessen: „Bluekilla“. Und zwar zu Recht. DIRK WAGNER

Überreich

Symphonieorchester und Chor des BR unter Robin Ticciati

München – Was für ein grandios beziehungreiches Programm im Herkulesaal der Residenz mit dem BR-Symphonieorchester unter Robin Ticciati! Das Konzentrat aus Wagners „Parsifal“, George Benjamins ebenso verdichtetes wie reich aufgefächertes Orchesterstück „Sudden Time“ von 1993 und dazu die 21 Minuten der letzten Symphonie von Jean Sibelius, anfangs „Fantasia sinfonica“ genannt: auch hier höchste Vielfalt gepaart mit äußerster Verknappung.

Claudio Abbado hatte die Idee, dem Vorspiel zum ersten Aufzug von Wagners „Weltabschiedswerk“ die Essenz des dritten folgen zu lassen. Die Taufe Kundrys, Karfreitagzauber, Verwandlungsmusik und die brutale Forderung der Ritter nach Enthüllung des Grals geht unmittelbar in den erlösenden Auftritt Parsifals samt Apotheose über. Einzig Männerchor und am Ende die Stimmen aus der Höhe (die Frauen des BR-Chors von der hinteren Empore) sind als Singstimmen zu hören, alles andere bleibt rein instrumental. Mit überwältigendem Effekt, obwohl sich am Anfang die klangliche Raffinesse nur zögerlich einstellen wollte.

An die klangliche Verschmelzung von Bläsern und Streichern wie auch die religiöse Aura Wagners schließt Sibelius unmittelbar an; alles erwächst hier aus allem. Etwa plötzlich aufscheinende Scherz-Elemente, die sofort wieder in fein Gesangliches münden, bevor der Schlussakkord wie ein plötzliches Fragezeichen in den Raum ragt. Ticciati ist dabei weniger an klanglicher Amalgamierung gelegen als an aufgerauter, nervös unruhiger Oberfläche. Auch Benjamins kaum viertelstündiges Werk kennt zarte Kammermusik, reich verästelte Harmonik und herbschöne Melodik, bricht aber immer wieder gewaltig auf: Ein beim einmaligen Hören in seinen Verschränkungen kaum zu fassendes Kaleidoskop ist das, welches man gerne ein zweites Mal erlebt hätte an diesem so überreichen, faszinierenden Abend, der ein einziges Geschenk war. KLAUS KALCHSCHMID

Friedrich Geiger wird Professor

München – Friedrich Geiger wird zum 1. März neuer Professor für Historische Musikwissenschaft an der Hochschule für Musik und Theater München. Der Wissenschaftler, der Musik, Historische und Systematische Musikwissenschaft sowie Lateinische Philologie in München und Hamburg studierte, leitete zuvor unter anderem das Forschungs- und Informationszentrum für verfeimte Musik in Dresden. „Die Musikwissenschaft ist für alle Ausbildungsbereiche an unserem Haus relevant“, erklärt Hochschulpräsident Bernd Redmann. Durch die besonderen Forschungsschwerpunkte Geigers erhoffe er sich jedoch auch sehr gute Anknüpfungspunkte zum „Ben Haim-Forschungszentrum“, dessen Eröffnung für Ende März geplant sei. ARGA

Mit ihren eigenen Worten

In München wurden 2000 Menschen bei **Krankenmorden** durch Nazis getötet. Ein Theaterprojekt verleiht Opfern eine Stimme



VON SUSANNE HERMANSKI

Es gibt Texte, die zerreißen dem Leser das Herz. „Liebe Mutter! Da ich von hier fort muss und nicht weiß wo hin, will ich Euch die letzten Zeilen schreiben. Es ist hart für mich. Ich sage allen herzlichen Dank und auf Wiedersehen, wenn nicht in dieser Welt, dann hoffentlich im Himmel! Es grüßt Euch herzlich Euer dankbarer Sohn“. Das schreibt der 24-jährige Münchner Johann Ascheneller am 19. Juni 1941 in seinem Abschiedsbrief, einen Tag vor seiner Deportation aus Haar in eine Tötungsanstalt. Das Wort „hoffentlich“ in den holpernden Buchstaben der Schreibmaschine hat er unterstrichen.

Johann Aschenellers Leidensgefährtin, die Schauspielerin Emmy Rowohlt schreibt am 29. Dezember 1943 an ihre jüngere Schwester Thekla aus dem Hungerhaus von Eglfing-Haar: „Meine liebe gute Thekla! (...) Und nun heute dein wenigens – aber sehr schmackhaftes Gebäck, das ich geradezu gierig – noch vor dem ewig gleichen Mittagsschlaf verschlang. Ahntest Du meinen großen Brothunger, Du hättest sicher noch 2 dicke Scheiben Schwarzbrot dazu gelegt und einige Zeitungen! Die beste Gesundheit im Jahre 1944! und Wiedersehen im Sommer. Ich habe nur noch 47 kg. Wie viel wiegst du?“

Bevor sie die Nazis im Rahmen ihres zynisch so genannten „Euthanasie“-Programms zum so ganz und gar nicht sanften Tod durch Verhungern verurteilt, hatte Emmy Rowohlt, Ex-Frau des Verlegers Ernst Rowohlt, auch Engagements an den Münchner Kammerspielen gehabt. Ebendort werden ihr Brief und andere Originaltexte nun in einer Lesung vorgestellt. Die Falkenberg-Schüler Shirin Lily Eissa und Samouil Stoyanov tragen sie vor. Die beiden Wissenschaftler, die diese und andere Quellen in den Archiven gefunden haben, sind der Psychiater und ehemalige leitende ärztliche Direktor des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren, Michael von Cranach, und die Historikerin Sibylle von Tiedemann.

Schon in ihrem 2018 erschienenen Gedenkbuch für die Münchner Opfer der nationalsozialistischen „Euthanasie“-Morde haben die beiden (gemeinsam mit Annette Eberle und Gerrit Hohendorf) die Ge-

sichte der Schauspielerin Emmy Rowohlt erwähnt. Die gebildete Frau war viel in Stücken von Wedekind, Hebbel und Ibsen aufgetreten. Erste, kurzzeitige Ehefrau Ernst Rowohlts wurde sie dessen Biografen Paul Mayer zufolge, weil der Verleger sie in Herbert Eulenbergs Liebesstück „Belinde“ bewundert hatte. Schicksale wie ihres wurden auch in der Ausstellung im NS-Dokumentationszentrum zum Thema **Krankenmorde** thematisiert. „Aber jetzt sollen die Quellen für sich sprechen“, sagt Sibylle von Tiedemann, „die Quellen der Täter, der Opfer und auch ihrer Angehörigen“. Am 13. Januar wird an den Kammerspielen also erstmals zu hören sein, was so schwer zu ertragen ist und doch gehört werden muss.

Insgesamt wurden in Deutschland und Osteuropa zwischen 1939 und 1945 etwa 300 000 psychisch kranke Menschen und Menschen mit Behinderungen von ihren Ärzten und ihrem Pflegepersonal ermordet. Als „lebensunwert“ hatte sie Adolf Hitlers „Euthanasie“-Erlass vom 1. September 1939 eingestuft. Die folgenden Grausamkeiten wurden zentral von Berlin aus gesteuert. Getötet wurden Erwachsene wie Kinder, mit Gas, überdosierten Medikamenten, durch gezieltes Verhungernlassen oder indem man die Pflegebedürftigen unter ihnen ohne Gnade vernachlässigt hat. 2000 von ihnen waren Münchner, das haben die Recherchen bislang erge-

Als Emmy Rowohlt 1943 starb, wog sie nur noch 38 Kilogramm

ben. Und es waren Patientinnen und Patienten der Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar, die als erste direkt in eine der Tötungsanstalten verlegt worden sind – vor 80 Jahren, am 18. Januar 1940.

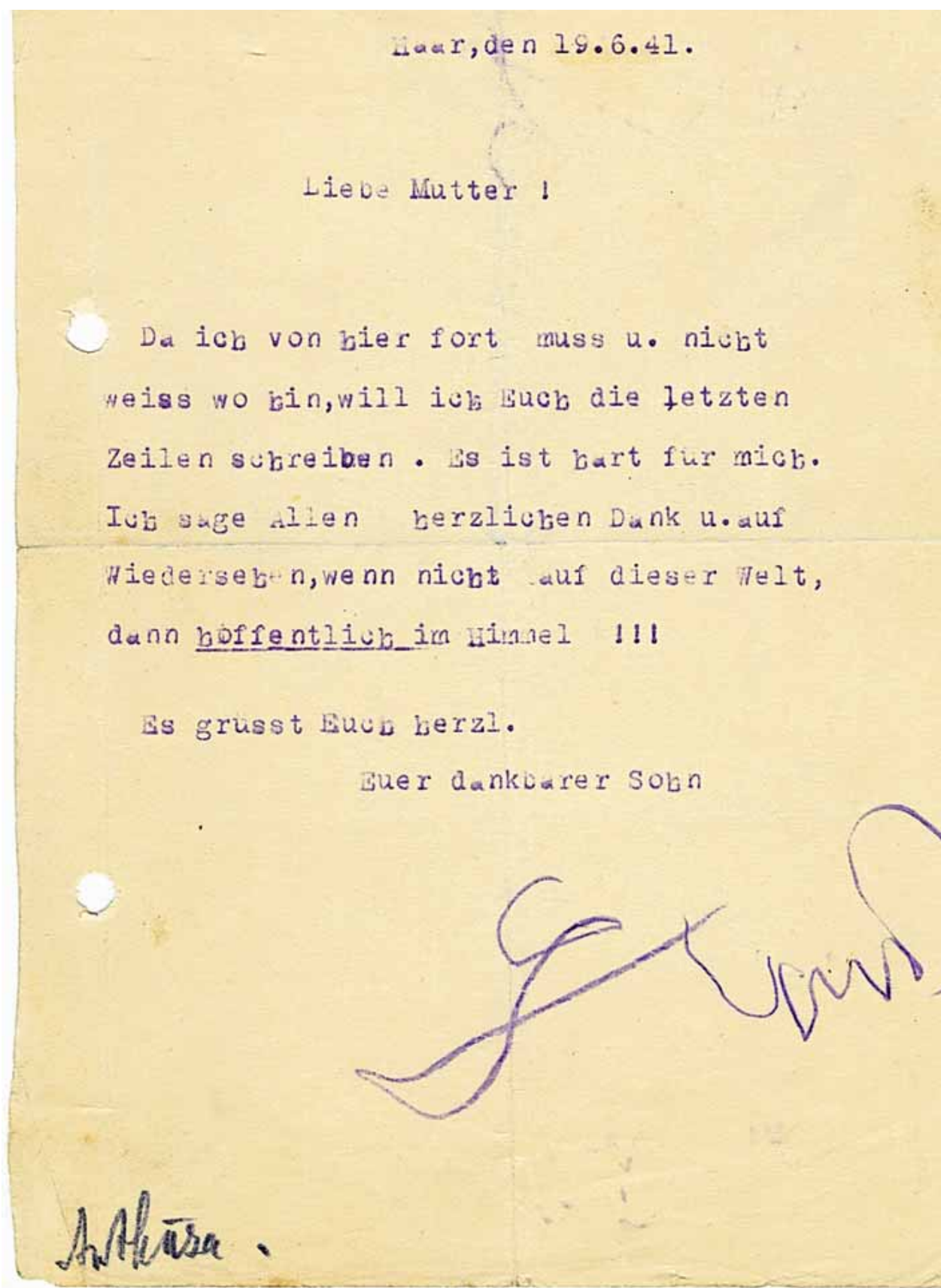
Cranach und Tiedemann haben aus Briefen und historischen Dokumenten ein Bild der damaligen Geschehnisse rekonstruiert. Eine Quelle sind dabei die Briefe von Emmy Rowohlt. Sie ist nach Sibylle von Tiedemanns Forschungsstand das einzige Münchner Opfer, „das noch aus dem Hungerhaus der Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar sehr verzweifelte Briefe geschrieben hat“.

Die 1883 in Hamburg geborene Schauspielerin war weder körperlich noch geistig behindert. Und wahrscheinlich war sie noch nicht einmal psychisch krank, was offiziell als Grund für ihren Aufenthalt in Haar angegeben wurde. Denn womöglich wollte sie der Psychiater, der sie am 10. November 1939 in der psychiatrischen Abteilung des Gefängnisses Stadelheim für unzurechnungsfähig erklärt hatte, damit eher schützen. Rowohlt war zum dritten Mal in Folge wegen Verstoßes gegen das Heimtückegesetz angeklagt. Dieses Gesetz kriminalisierte alle kritischen Äuße-

runge, die angeblich das Wohl des Reiches, das Ansehen der Reichsregierung oder der NSDAP „schwer schädigte“.

Rowohlt hatte, wie es in der Polizeiakte hieß, öffentlich „äußerst gehässige, ketzerische und von niedriger Gesinnung zeugende Äußerungen gegen den Führer und andere führende Persönlichkeiten“ von sich gegeben. Im Oktober 1939 offenbar in der Kantine des Nationaltheaters. Einer denunzierte sie. Rowohlt bemühte sich vergeblich um ihre Entlassung oder wenigstens um Urlaub aus der Anstalt. Als ihr Frühjahr 1941 die Flucht gelang, wurde sie wenige Tage danach wieder festgesetzt und zurückgeschickt. Im September 1943 verlegte man Emmy Rowohlt in das „Hungerhaus“ für Frauen. Dort starb die 1,69 Meter große Schauspielerin ein Jahr später. Da wog die nur noch 38 Kilogramm.

In den vergangenen Jahren gab es immer wieder Projekte, die das Thema Euthanasie künstlerisch behandelten, darunter zwei Spielfilme: Mit „Nebel im August“ verfilmte Kai Wessel einen Roman von Robert Domes. Er erzählt die wahre Geschichte des 13-jährigen Ernst Lossa aus Augsburg. Der Junge aus der Minderheit der Jeni-



Vor seiner Deportation aus Haar schrieb Johann Ascheneller einen Abschiedsbrief.

Emmy Rowohlt (oben links) starb hier 1944. Rosa Heching wurde 1940 deportiert.

FOTOS: THEATERWISSENSCHAFTLICHE SAMMLUNG DER UNIVERSITÄT ZU KÖLN, STAATSARCHIV MÜNCHEN, ARCHIV DES BEZIRK OBERBAVERN



chen wurde 1944 als schwer erziehbar in die Heil- und Pflegeanstalt Sargau eingewiesen und erhielt von einer Krankenschwester die Todespritze. Bekannter ist Florian Henckel von Donnersmarcks Oscar-nominierter Film „Werk ohne Autor“. Er erzählt darin, in Anlehnung an die Geschichte der Tante von Gerhard Richter, wie die Tante seiner Hauptfigur, eines Malers, wegen vermeintlicher Schizophrenie in eine psychiatrische Anstalt zwangsein- geliefert wird. Dort zeichnet der Leiter einer Frauenklinik, der Gutachter am Erbgesundheitsgericht der Nazis ist, für ihre Ermordung verantwortlich. Im Film stirbt die junge Frau gemeinsam mit anderen Euthanasie-Opfern in einer Gaskammer. Die ästhetisierte Darstellung der Szene hat Donnermark zum Teil harsche Kritik eingetragen. Den Schauspielern an den Kammerspielen wird derlei wohl erspart bleiben. Sie spielen nichts nach. Sie lesen die Originaltexte „nur“. Was nicht heißt, das wäre in irgendeiner Weise leicht.

Die nationalsozialistischen Krankenmorde in München, Lesung und Gespräch, Dramaturgie: Martin Valdés-Stauber, Montag, 13. Januar, 20 Uhr, Münchner Kammerspiele, Kammer 1

Dem Schweigen nachgehen

Christiane Huber und Anna Gschnitzer haben Zeitzeugen-Interviews zu einem Theaterstück verdichtet

München – „Da lagen die Kinder, sie lagen nackt, nebeneinander auf einem Tisch, es gab nur Stroh. Manche von ihnen waren schon tot, manchen war die Nabelschnur nicht abgedunden worden, und sie haben geblutet, aus der Nabelschnur“, erinnert sich die Polin Marianna Jańczak an die sogenannte Ausländerkinder-Pflegestätte in Burgkirchen. Als 16-Jährige wurde sie während des Zweiten Weltkriegs als Zwangsarbeiterin auf einem bayerischen Bauernhof quasi versklavt. Mittlerweile lebt sie in der Nähe von Warschau. Die Künstlerin Christiane Huber interviewte sie dort für einen Dokumentarfilm über die Geschichte der Zwangsarbeiter, die im Raum Altötting sowohl für die Kriegsindustrie als auch in der Landwirtschaft eingesetzt wurden.

„Mich hat das interessiert, weil ich in ganz persönlichen Gesprächen mit meinem Vater, der jetzt schon fast 90 ist, einfach auf Geschichten kam, die er so noch nie erzählt hat, und die man auch so noch nie erzählt hat in der Gegend“, sagt Huber, die während ihres Kunststudiums in den USA beschloss, diese Geschichten künstlerisch aufzubereiten: „Und dann bin ich eben diesem Schweigen nachgegangen.“ Mehr als 60 Stunden Interviewmaterial mit Zeitzeugen sammelte sie; redete mit Menschen, die Jahrzehnte lang geschwiegen hatten und die nun, wie Huber betont, gerne erzählt haben.



Gedrechselte Bauernstuben-Ästhetik – doch die Holzarbeiten von Robert Keil werden als Bühnenbild mit ganz anderen Bedeutungen aufgeladen. FOTO: SVEN ZELLNER

DiZigital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München

Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

Zusammen mit der Münchner Schriftstellerin Anna Gschnitzer hat Huber die Interviews zum Theaterstück „10 Vaterunser“ verdichtet, das nun in den Münchner Kammerspielen uraufgeführt wird. Im Münchner NS-Dokumentationszentrum gab es daraus schon im Dezember die per-

formative Lesung „Schön haben sie gesungen“, in der die Schauspielerinnen Maria Hafner, Anna Maria Sturm und Weronika Zalewska bereits mit einer kleineren Ausgabe jener gedrechselten Holz-Installation von Robert Keil hantierten, die nun das Bühnenbild prägt.

Die Drechselarbeiten stehen vielleicht für die Beine jener Tische, von denen die bayerischen Zeitzeugen behaupten, dass die Zwangsarbeiter sehr wohl mit ihnen dort zusammengesessen seien, um zu essen. „Die haben schon rein dürfen zum Essen. Im Winter“, sagen sie, derweil die Polin sich nur an den Keller voller Kartoffeln erinnert: „Wir haben uns auf die Kartoffeln gesetzt. Die ganze Nacht. Bis zum Morgen, saßen wir da auf den Kartoffeln.“ Oder aber die gedrechselten Holzstangen stehen für die Felder, auf denen die Zwangsarbeiter eingesetzt wurden: „Die haben gern gearbeitet, denen ist es besser gegangen als zu Hause.“ Am Ende stehen sie gar für die Knochen der Ermordeten.

Am Ende drohte der Schauspielerin die Stimme wegzukippen

Für den Polen zum Beispiel, der aufgehängt wurde, weil er ein Verhältnis mit einer Deutschen hatte, deren Kopf zur Strafe auch gleich geschoren wurde. Sie könnten auch stellvertretend für die 160 Kinder der Zwangsarbeiterinnen stehen, die in besagter Ausländerkinder-Pflegestätte zur Welt kamen und deren Mütter sie sofort verlassen mussten, um als Arbeitskräfte wieder eingesetzt zu werden. Die dann ver- wahrlosten und zwischen anderen Kinder-

leichen liegend schon nach wenigen Tagen, Wochen oder Monaten krepiereten.

„Ihre Körper waren abgemagert, die Augen tief eingesunken in den Höhlen, ihre Haut war ganz dunkel, und es gab offene, tiefe Wunden an den Fersen der Füße, so dass die Knochen des Fußes sichtbar waren“, erinnert sich Marianna Jańczak, der es nach solchem Anblick gelang, hochschwanger zurück zum Bauern zu fliehen, wo sie ihr Kind trotz eines geltenden Verbots zur Welt brachte. Das war gegen Kriegsende, und ihre Tochter lebt heute auch in Polen.

Wenn am Ende des Theaterstücks die Schauspielerin Anna Maria Sturm die Namen der in Burgkirchen ermordeten Kinder samt der angegebenen Todesursache Lungenentzündung, Magenkatarrh oder Rachitis, sowie die registrierten Geburts- und Todesdaten verliest, beansprucht das die 20 schwersten Minuten. 20 Minuten, in denen bei der performativen Lesung im Dezember der Schauspielerin immer wieder die Stimme wegzukippen drohte vor Betroffenheit, während den Zuschauern Tränen in den Augen standen. Dann applaudierten auch sie einem Stück, das endlich ein unerträglich lautes Schweigen bricht. DIRK WAGNER

11 Vaterunser, Samstag, 11., und Sonntag, 12. Januar, jeweils 20 Uhr, Münchner Kammerspiele, Kammer 3, Hildegardstraße 1